AUTHOR: WESSEL

TITLE: CHARAKTERISTIK DES MITTELALTERS.

PLACE: CUSTRIN

DATE: 1887

Master Negative #

91-80441-25

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Wessel
Charakteristik des mittelalters
Cüstrin 1887

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 14x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 2/24/92 INITIALS F.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202





RATS- UND FRIEDRICHS-GYMNASIUM

MIT VORSCHULE

ZU

CÜSTRIN.

Schuljahr 1886–87.

XIX.

Inhalt:

Charakteristik des Mittelalters vom Oberlehrer Dr. Wessel.

Cüstrin, 1887.

C. Nigmann's Buch- und Steindruckerei (F. Koenig).

1887. Progr. No. 70.

Charakteristik des Mittelalters.

Ein Vortrag vom

Oberlehrer Dr. Wessel.

„Wenn dereinst," so schrieb in seiner originellen Weise vor fünfzig Jahren Wolfgang Menzel im Anfange seiner Bücher über die deutsche Litteratur, „wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird durch die Jahre wie durch Repositorien schreiten. Wir sind ein Schreibervolk geworden, können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen. Das deutsche Volk hat sich die Buchdruckerkunst selbst erfunden, und nun arbeitet es unermüdlich an der großen Maschine. Nach einem mäßigen Ueberschlage werden jährlich in Deutschland zehn Millionen Bände neugedruckt." Wie viel Millionen mögen jetzt daraus geworden sein! Wenn freilich Menzel uns weiterhin daran erinnert, daß das heroische und litterarische Zeitalter in umgekehrtem Verhältnisse stehen, wenn er uns gar mit den untergehenden Griechen vergleicht, die zuletzt durch nichts mehr ausgezeichnet gewesen seien, als durch Künste und Wissenschaften, so hat die neueste deutsche Geschichte gezeigt, daß der Gebrauch der Feder bei uns den Arm noch nicht untauglich gemacht hat zur Führung des Schwertes, daß wissenschaftliche Thätigkeit den Heroismus nicht ausschließt, und der Ruhm, den Perikles einst den Athenern zusprach, daß sie bei hoher Bildung die Manneskraft nicht preisgegeben, gebührt auch uns. Aber in gewisser Weise müssen wir in die Klage über das papierene Zeitalter einstimmen, und vielleicht in keiner Wissenschaft ist diese Klage mehr berechtigt, als in der geschichtlichen; wer es hier versucht, den litterarischen Produktionen nur einigermaßen zu folgen, der kommt sich manchmal vor wie ein Ertrinkender, der sich glücklich aus einer Sturzwoge herausgearbeitet, um von einer anderen sofort überschüttet zu werden. Unsere Forschung geht zu sehr in die Breite; die Archive öffnen sich allenthalben, jede Städtechronik bringt neues schätzbares Material zur großen Weltgeschichte, rastlos arbeitet man daran, aus aller Herren Ländern mit Bienenfleiß den Stoff zusammenzutragen, wenige Regierungsjahre werden auf Hunderten, ja Tausenden von Seiten dargelegt, die verschlungenen Fäden und Fädchen der Politik nach allen Richtungen hin verfolgt. Angesichts solcher, ins Detail gehender Richtung gilt es, die allgemeinen

Ideen nicht aus den Augen zu verlieren, gilt es, immer und immer wieder sich von dem Geiste unseres großen Leopold von Ranke anwehen zu lassen, vor dessen klarem, eindringendem Blick sich der schwere Stoff verklärt, die Materie nur erscheint als Substrat des Gedankens. Auf keine Periode der Geschichte nun hat die Forschung sich mit größerer Wucht gelegt, als auf das Mittelalter. Kein Geringerer war es, als der Freiherr vom Stein, der den Plan faßte, die geschichtlichen Denkmäler unserer Vorzeit zu sammeln und neu herauszugeben; mit der ganzen Liebe und Hingebung, welche das neu erwachte Vaterlandsgefühl einflößte, widmete man sich der Arbeit; unsere Geschichte wurde gleichsam wieder entdeckt. Noch ist vieles im Einzelnen dunkel, vielfach gehen die Ansichten über Staat und Kirche, Kaisertum und Papsttum je nach dem religiösen Bekenntnis, der politischen Stellung, dem subjektiven Empfinden stark auseinander, doch klarer als sonst überschauen wir eine Zeit, die der unseren so diametral entgegen gesetzt ist, daß sie so manchem der modernen Beschauer fast unfaßlich ist. Wenn ich es versuche, von dieser Zeit eine Charakteristik zu geben, so bin ich mir der Schwierigkeiten wohl bewußt.

Der Geschichte Anfang und Ende ist uns verborgen; wie wir einem unendlichen Ziele entgegenstreben, das durch die Vorstellung eines einstigen Weltunterganges eine unbestimmte Begrenzung erhält, so liegt hinter den wenigen Jahrtausenden klaren Sonnenscheins ein endloses Dunkel, das Anthropologie und Sprachvergleichung nur wenig zu erhellen vermögen, und jener verhältnismäßig kleinen Spanne Zeit, innerhalb deren sich die Entwickelung der Menschheit bewegt, entspricht in gewisser Weise der überraschend kleine Raum auf dem sich diese Geschichte abspielt; denn sehen wir von den Indern und Chinesen ab, die in ihrer abgeschlossenen Entwickelung und Isolierung für den Fortgang der allgemeinen Geschichte und deren Betrachtung fast gar nicht in Rede kommen, so sind es ein Jahrtausend nur die Gestade des Mittelmeeres, die auf einander einwirken und in dieser Wechselwirkung die Menschheit auf eine höhere Stufe der Kultur bringen. Und auch hier sind es lange Zeit nur winzige Kräfte, in denen ein höheres Leben pulsierte; wir erstaunen, wenn wir die Berechnung der attischen bürgerlichen Bevölkerung lesen, die in der Blütezeit sich auf nicht mehr als hunderttausend Köpfe belief; und neben den Brennpunkten der Bildung, deren heller Schein, so kommt es uns vor, all das herumliegende Land hätte erfüllen müssen, liegt der tiefste Schatten; hier ein Athen mit einer Kunst, deren Formvollendung noch heute auf unerreichter Höhe steht, mit einer Wissenschaft, die in die Tiefen des Erkennens hinabsteigt, und daneben, einige Meilen entfernt, Barbarenland. Allmählich gleicht die römische Herrschaft die Unterschiede der Bildung aus, aber erst nach dem Untergange Roms dringt eine höhere Kultur in das Herz Europas, schlägt hier allerdings tiefe Wurzel, und, universaler Art, entdeckt sie sich eine neue Welt und umspannt jetzt die ganze Erde, zunächst wieder vielfach nur die Küstenlande beleckend. Man hat sich seit Ende des 17. Jahrhunderts gewöhnt, dies geschichtliche Leben, das, in Vorderasien beginnend, nach Westen und Norden sich ausbreitet und jetzt zurückflutend selbst jene abgeschlossenen östlichen Völker in seine Kreise zu ziehen sucht, in drei Perioden zu teilen, die alte und die neue Zeit und die, welche in der Mitte liegt, das sog. Mittelalter. Wenn ein Name um so besser ist, je mehr er auf das Wesen der Sache hinweist, so sieht ein jeder, daß Bezeichnungen der alleräußerlichsten Art vorliegen. Ganz besonders unklar, schwankend und bei der Fortentwickelung der Menschheit auf die

Dauer unhaltbar ist die des Mittelalters.*) Dasselbe erhält nach allgemeiner Annahme durch die Reformation seinen Abschluß; die Schwierigkeit unserer Aufgabe liegt darin, seinen Anfang zu finden oder vielmehr die Faktoren klar herauszustellen, aus deren Zusammenwirken die Eigentümlichkeit einer neuen Zeit sich ergibt. Wir werden dabei nicht umhin können, in das Altertum zurückzugehen und hier die Wurzeln des Mittelalters aufzusuchen.

Der erste Eindruck, den wir von der Menschheit gewinnen, ist der des Reichtums äußerer Formen und der bunten Mannigfaltigkeit nationaler wie religiöser Gemeinschaften; im ganzen ungehindert, entfalten sich die vorhandenen Volkskräfte und leben sich aus bis zu voller sittlicher und geistiger Ohnmacht; wie wechselvoll ist die Lektüre des Herodot, der zum ersten Male die Völker der alten Welt in seinen Geschichtsbüchern versammelt! Aber trotz dieser scharfen nationalen Besonderheiten, denen nach heutigem Fühlen und Denken politische Selbständigkeit zukommt, haben wir im ganzen Altertum das ununterbrochene Streben, die bekannte Welt in *einem* Reiche zu vereinigen. Die orientalische Geschichte ruht nicht eher, bis Babylonier, Lyder, Ägypter, Meder mit all den kleinen Anneren zu dem großen Perserreiche zusammengeschweißt sind. Aber, könnte man sagen, im Orient lebten die Völker in einer gewissen Gebundenheit; hier fehlte noch die Freiheit der Individuen und Gemeinden, mächtige Flußgebiete, weite Ebenen führten naturgemäß zu der Aufrichtung massiger Reiche, in denen der Despotismus gedieh und selbständigen Regungen jeder Zufluchtsort fehlte. Man sehe auf Griechenland, dessen Bergland im Innern, dessen zerrissene Küsten nach außen von selbst zur freien Entfaltung aller individuellen Kräfte aufforderten; hier traten die zehn Tausend Athener der zehnfachen Uebermacht entgegen, hier sanken, der Pflicht gehorchend, die Dreihundert dahin, hier war jede Stadt eine Stätte der Freiheit und eigenster Bildung. Und doch galt auch hier der Grundsatz des ganzen Altertums, daß man nur sein könne Hammer oder Amboß; trotz jenes Individualismus erkannte kein Staat die Grenze des andern an, fand jeder seine Schranke nur in der Kraft des andern, bis auch das griechische Altertum endete mit dem Weltreiche Alexanders des Großen, in dem jetzt Orient und Occident vereinigt war. Und als der hellenistische Traum zergangen, da beginnt erst eigentlich der universal-politische Gedanke, der ruhelos nach einem Volk gesucht, sich zu verwirklichen; das Altertum fand Ruhe, zuletzt auch die Grabesruhe, in dem römischen Weltreich, seiner höchsten und großartigsten Schöpfung. Jene bunte Mannigfaltigkeit der Völker verschwand aus der Welt, über alle Länder breiteten die römische Sprache (mit Ausnahme der griechischen Kulturländer) und

*) Wenn der Name hier angefochten wird, so soll damit keineswegs gesagt werden, daß die bisher als Mittelalter bezeichnete Zeit sich inhaltlich nicht als ein Ganzes darstelle, wie Ottokar Lorenz behauptet (Die Geschichtswissenschaft u. s. w. 1886 S. 259). Man sollte doch denken, daß die eigentümliche Verbindung germanischen Wesens mit den römischen Anschauungen auf kirchlichem wie staatlichem Gebiete das Mittelalter hinlänglich charakterisiere und von alter und neuer Zeit unterscheide. Freilich darf dasselbe nicht mit 1492 oder 1517 geschlossen werden, vielmehr dürfte der Augsburger Religionsfriede und der Tod Karls V. am besten eben sowohl vom Standpunkte der deutschen (vgl. Nitzsch' deutsche Geschichte 3. Bd.) als der allgemeinen Geschichte als Schlußpunkt gewählt werden. Die Reformation ist nicht minder abschließend als erschließend; die lutherische Reform wird, da sie einerseits mit den Bestrebungen Wiclifs und Hus' in Parallele steht, anderseits der mittelalterlichen Theokratie das Grab gräbt, deren letzter großartiger Vertreter Karl V. ist, dem Mittelalter zugerechnet werden müssen; dagegen wird die Reform Calvins, dessen Kirche die bis auf den heutigen Tag nicht abgeschlossenen Kämpfe mit dem Jesuitismus zuerst aufgenommen hat, neben der tridentinischen Reform am besten die Neuzeit einleiten.



das römische Recht ihre Netze aus; alle individuelle Freiheit hörte auf gegenüber dem despotischen Willen des Gottes auf Erden; als die sittliche Kraft des Reiches verzehrt war, fiel es den germanischen Söldnern, die zuletzt in ganzen Völkern in das Reich aufgenommen waren, als reife Frucht in den Schoß. Das große Weltreich endet mit der Palastrevolution des Odovakar. Mit seinem Sturze neigt sich eine große Periode der Weltgeschichte ihrem Ende zu.

Doch der universal-politische Gedanke des Altertums, wie ihn Rom so großartig entwickelt, hatte sich nicht ausgelebt, vielmehr bereits eine Stätte gefunden, in der er von neuem sein Spiel begann in nicht minder großartiger Weise. Die christliche Kirche, fast so alt wie das römische Kaiserreich, hatte römisches Gewand angezogen; der Drang und das Bedürfnis nach Einheit der Lehre und Gebräuche schuf aus der republikanischen Form der Gemeinde die monarchische und machte den Bischof zum Vertreter nach außen; anfangs noch versammelten sich die Bischöfe mit gleichen Rechten und Pflichten; aber bald ordneten sich die kleineren Gemeinden den größeren unter; immer weiter baute der schaffende römische Geist in der christlichen Kirche, die schließlich in die gesamte äußere Organisation des Staates eintrat; in den Hauptstädten der Diöcesen und Provinzen des Reiches saßen die Bischöfe und Erzbischöfe, über alle ragten an Ansehen die Patriarchen der drei großen Städte, Rom, Alexandria, Antiochia hervor, und, als Konstantinopel Kaiserstadt geworden, trat dieses ihnen ebenbürtig zur Seite. Aber der politische Sinn des Altertums drängte nach voller Einheit und Herrschaft; da ist es charakteristisch für die alte Welt, wie der Glaube dem politischen Sinne zu Hülfe kam und ganz wie in alter Zeit der Diener weltlicher Interessen ward. Wie das entstehende Rom seine Weltherrschaft anknüpfte an den Tempel des kapitolinischen Juppiter, so knüpfte das untergehende, aber dem Phönix gleich aus dem Untergang neu sich erhebende und verjüngende Rom seine Weltherrschaft an das Grab und die Kirche Petri an; der im Anfang des zweiten Jahrhunderts in Rom entstandene Glaube, daß Petrus hier Bischof gewesen und gestorben sei, die damit sich verbindende Vorstellung, daß er der Nachfolger Christi sei, ausgerüstet mit der vollen Gewalt, den Völkern den Himmel zu öffnen und zu schließen, ist das Mittel geworden, die Welt zu unterwerfen. In der Mitte des 5. Jahrhunderts hat Leo I. in aller Schroffheit, wie sie seinem Charakter eigen ist, den Primat Petri entwickelt. Als in demselben Jahrhundert dann der römische Staat in Trümmer sank, nahm die Kirche in ihre offenen Arme alles, was flüchtend aus dem Brande sich rettete, alle geistigen und politischen Kräfte, die Reste der Bildung, die in der Zeit der hereinbrechenden Barbarei keine andere Unterkunft finden konnten. An der Schwelle des Mittelalters steht das stolze Gebäude der römischen Kirche in seinen Grundlagen sicher und fest; der politische Geist des Altertums, der auf die Herrschaft der Welt zielt, wohnt in ihm; gewaltige Baumeister haben es in die Höhe geführt, haben ihm Schmuck gegeben; aber als es fertig ist nach Jahrhunderten, wie sieht die Welt, die in ihm ein- und ausgeht, so wunderbar aus, wie hat sie so sonderbare Formen, die zu verstehen dem modernen Menschen, dem Protestanten, so schwer werden. Da sehen wir das Bettlergewand auf dem Throne der Welt und den Purpurmantel in Knechtesdienst; da sehen wir dieselben Völker, die noch eben in roher Gewaltthat bis über die Knöchel im Blut gewatet, bald darauf an heiliger Stätte in inniger Hingabe und weichem Schmerz zerfließen, da erhebt sich unmittelbar neben der üppigen Weise der Troubadours und inmitten kriegerischer

Fehden die strenge Askese der Gottesmänner und der Ruf nach Gottesfrieden, da verschwindet so mancher, der bisher in frischer Lust sich in der Welt getummelt, in plötzlicher Anwandlung in einsamer Zelle, und als jene zweite römische Weltherrschaft ihren Höhepunkt erreichte, da ist in ihren Bannerträgern der frohe Reiterdienst und mönchische Entsagung gleichzeitig in einer Person vereinigt.

Eine so sonderbare Welt unserem Verständnis näher zu bringen, müssen wir, nochmals in das Altertum zurückgehend, weiter ausholen.

Wie alle Völker auf den untersten Stufen der Entwicklung, so hatten auch die Völker der alten Welt die übergewaltigen Mächte der Natur als göttliche Kräfte betrachten und verehren lernen. Aber während die Orientalen sich nie aus jener Abhängigkeit von der äußeren Natur losgemacht haben, sich selbst nur als einen Teil derselben fühlten und weder zur Freiheit des bürgerlichen Lebens noch zu rein menschlicher Bildung sich erhoben, haben die occidentalischen, die sog. klassischen Völker volle Selbständigkeit von ihr errungen und in aller Freiheit gelebt und gehandelt; aber auch sie fühlten sich nicht im Gegensatz zur Natur,*) vielmehr blieb sie ihnen in aller Reinheit bestehn, und in ihren Erscheinungen sahen sie die Manifestationen der Gottheit; auch die menschliche Natur erhielt ihr volles Recht, und jeder Trieb ward anerkannt, soweit er nicht den Menschen unterdrückte und den Geist vernichtete. Kein Volk der Erde hat jene Harmonie zwischen Natur und Geist in herrlicherer Weise entfaltet als das griechische, und, wenn wir auch zugeben müssen, daß die Tugend des schönen Maßes nur eine beschränkte Sittlichkeit ermöglichte, so müssen wir es doch anerkennen, daß nirgends ungehinderter und freier alle menschlichen Anlagen sich haben entwickeln können und entwickelt haben als unter den Hellenen. Ihr Handeln war mit keinem Zweifel, keiner Unsicherheit behaftet; die Heiterkeit ihres Lebens ward durch kein religiöses Bedenken gestört, vielmehr luden die Götter selbst zu Frohsinn und Genuß, waren sie ja nichts anderes als ideale Abbilder des hellenischen Wesens. Wie der Götter schöne Leiblichkeit von der Idee durchdrungen und verklärt war, so sollte auch der Hellenen Leib, immer mehr durchgebildet, der Träger edlen Geistes sein. Jene Götter darzustellen, entwickelte sich ihre wunderbare Plastik, ihnen Tempel zu errichten, ihre Baukunst, ihr Lob zu singen, ihre Poesie; mit dem Sinn für die Form und dem scharfen Blick, die äußere Erscheinung zu beobachten, hing auf das engste auch das Bestreben zusammen, der Erscheinungen Grund zu finden, hinter dem Schein das Sein zu entdecken. So ganz aus sich heraus, im vollen Einklang mit der Gottheit und der Natur, zeitigte das Hellenentum die herrlichste Blüte nationalen Wesens, und im vollen Bewußtsein seines Wertes sah der Grieche stolz auf die anderen Völker, ja auf Sklave und Weib, denen die Natur die Fähigkeit höchster Bildung versagt zu haben schien. Freilich, als die nationale Kraft erschlaffte, als die Freiheit des sittlichen Handelns im öffentlichen wie im Privatleben schwand, da ging auch der Glaube an die eigene Natur und die alte Gottheit verloren, da mußte auch die alte Harmonie sich lösen. Die griechische Religion war für Glückliche, für das Unglück hatte sie weder Trost noch Kraft; schließlich sank die griechische Welt, einem blinden Schicksal sich ergebend, in fatalistischer Weltanschauung immer tiefer in die Bande der

*) Vergl. hierüber die vortreffliche Ausführung Zellers in seiner Philosophie der Griechen, Bd. I, 89—111. 2. Aufl.

Unfreiheit; nicht anders ging die römische mit dem Verluste nationaler Tugend und alter Freiheit in Verzweiflung und stumpfer Resignation zu Grunde. Von dem Äußeren ward der Geist notwendig in das Innere gedrängt.

Da war der Boden bereitet für einen Glauben, der in freier Innerlichkeit sich über alles Irdische erhob, der, die natürlichen Schranken der Geschlechter, Stände und Völker aufhebend, alles einte in der Liebe zu dem Gotte, der den Unglücklichen und Notleidenden die rettende Hand darreichte, der gerade die Mühseligen und Beladenen zu sich rief zur Stärkung und Erquickung; da zog in die Gemüter ein das Bild dessen, dessen Leben unscheinbar und verborgen, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte; da löste man das Herz von der Erde und ihren Gütern und suchte das höchste Gut und Glück in einer andern Welt.

Die Geschichte ist einem Strom vergleichbar, der in Schlangenwindungen durch die Ebene sich hindurchdrängt; zu dem einen Ufer hinflutend und hier zurückgestoßen, wird er zum entgegengesetzten getrieben; so wechseln in der Geschichte der Völker die extremsten geistigen Richtungen einander ab; hatte die alte Welt das Göttliche in der Natur gesucht, so ist diese fortan nicht einmal mehr eine reine Offenbarung der Gottheit, denn sie ist verderbt und gestört, durch die Sünde; hatte man ehedem im menschlichen Leben die schöne Einheit von Natur und Geist angestrebt, so lag das Ideal der neuen Zeit bald in einer Askese, die alle Verbindung zwischen Vernunft und Sinnlichkeit aufhob; hatte man in den Naturerscheinungen das göttliche Walten erblickt, so offenbarte es sich nun in den geheimnisvollen Thaten, die dem natürlichen Laufe der Dinge widerstreiten; hatte man einst an den Gütern der Erde als der Götter Gaben sich erfreut und sie genossen, so galt es nun, in herber Entsagung des Himmels Freuden zu verdienen; hatte man früher geschwelgt im Anschauen der schönen Form und als schönste des Menschen Leib in seinen Göttern ideal gebildet, so wies die neue Gottesidee zunächst ein Bild überhaupt zurück; hatte die liebevolle Betrachtung der Natur zu deren Erkenntnis und weiter zu wissenschaftlicher Betrachtung überhaupt geführt, so mußte mit der Verachtung alles Realen und der Geringschätzung der Natur auch die wissenschaftliche Thätigkeit zu Grunde gehn.

Da kamen die Stürme der Völkerwanderung, immer trostloser erschien die Gegenwart, immer tröstlicher das Leben nach dem Tode; immer mehr zogen sich aus dem Treiben der Welt zurück, um in beschaulichem, nur gottgeweihtem Leben sich für des Himmels Freuden zu bereiten. Als endlich 529 in den letzten Apollotempel, den die Geschichte kennt, auf Monte Cassino des heiligen Benedikt Mönche eingezogen, als in demselben Jahre die letzten 7 Weisen des Altertums, von Justinian durch Schließung der Philosophenschulen aus Athen vertrieben, ins Exil nach Persien wanderten, als in dem Westgotenkrieg Griechenland, und im Ostgotenkrieg Italien ein Land der Ruinen geworden, der stummen Zeugen vergangener Zeiten, da brach das Mittelalter an, da senkte sich, um des Gregorovius Worte zu gebrauchen, tiefe Nacht auf die verschüttete lateinische Welt, in der kein anderes Licht mehr sichtbar war als der Kerzenschein in der Kirche und die einsame Studienlampe des grübelnden Mönches im Kloster.

Ende des 6. Jahrhunderts sitzt der erste gewaltige Papst des Mittelalters auf Petri Stuhl, Gregor der Große, die geistigen Richtungen seiner Zeit umfassend, sowohl die eine, die die Welt verachtete, als die andere, die die Welt begehrte, voll christlicher Liebe und Askese und

zugleich durchdrungen von der Hoheit Roms und seinem Anrecht auf die Welt; voll wahrer Demut legt er sich den Titel Knecht der Knechte Gottes bei, und zugleich vertritt er in aller Schroffheit die Herrschaftsrechte Roms dem Bischof von Konstantinopel gegenüber. Doch seine weltgeschichtliche Bedeutung liegt weder in der scharfen Betonung christlicher Askese noch in der glänzenden Ausgestaltung und festen Ausprägung der römischen Kirche, die fortan nach seinem Ritus die Messe hielt, auf ihn ihren Gesang zurückführte, nach seinem Vorbilde die Predigt gestaltete, sondern darin, daß er für das Christentum und die römische Kirche ein neues Volk gewann, die germanischen Angelsachsen.

Ein Mensch, der seine physische und sittliche Kraft eingebüßt hat, wird durch keine Lehre und keinen Glauben zu produktivem Schaffen mehr angeregt; er hat durch das Christentum den Trost im Siechtum und die Hoffnung im Sterben. So kennt die Geschichte kein untergehendes Volk, das durch das Christentum zu neuem Leben erwacht wäre; das römische Weltreich nach der Annahme des Christentums zeigt wohl einzelne erhabene Charaktere, aber keine Neubildung im ganzen, weder in Italien noch in Gallien noch in den Donauländern, wo doch später neues Leben sproßte; zur Hervorbringung einer neuen Zeit gehört neues, frisches Blut, ein neues Volk, in dem noch die edlen Keime der Entfaltung harren, oder die Entfesselung ganzer Volksklassen, deren naturwüchsige Kraft bisher nicht zur Geltung kam.

Erst mit dem Hervortreten der Germanen beginnt eine neue Periode der Geschichte; zwei Weltmächte fanden sie vor, einen neuen Glauben und eine Staatsidee; beide lebten mächtig in der römisch-katholischen Kirche; beide hatten hier eigentümliche Formen gewonnen; es frug sich, wie sie sich zu beiden stellen würden; um es kurz zu sagen, den Glauben nahmen sie so an, wie Rom ihn brachte, mit all dem kindlichen Gemüte, mit all der Glaubensstärke eines jungen Volkes; die Staatsidee erfaßten sie nur im Bilde, nur der Form, nicht dem Geiste nach; denn auf politischem Gebiete trugen sie eben ein neues Prinzip in die Welt, an dessen Durchführung die Jetztzeit noch arbeitet, das der individuellen Freiheit, welche in die gesetzlichen Schranken zu bannen im Mittelalter nicht gelang, ja nicht einmal der Versuch gemacht ward.

Die Germanen, wie sie uns zuerst entgegentreten, zeigen einen Geist der Selbstherrlichkeit und Unabhängigkeit, wie kein Volk der Erde. Jeder bewohnte ein eigen Haus, weit von Hof und Garten umgeben; nicht in der unmittelbaren Nähe duldete man den Nachbar, sondern in offenen Dörfern, ja öfters in zerstreuten Hufen saßen die Volksgemeinden. In den Städten sah man ein Grab der Freiheit; noch zur Zeit Heinrichs I. war dies in Sachsen die Stimmung. Trotzig und hochmütig, weil sie sich frei und unabhängig fühlten, treu und anhänglich, wenn sie in aller Freiheit ihr Herz verschenkten, so war der Sinn der alten Germanen, und ihm entsprach ihr Staat; um den Frieden im Innern zu wahren, trat man zum Thing zusammen, aber Leib und Leben blieb auch dem Störenfried unangetastet; zu Schutz und Trutz nach außen versammelten sich die Gaue, doch nur für die Zeit des Krieges duldete man den Herzog. Dieser Freiheitssinn des einzelnen Mannes ist freilich dann mit der Zeit, als man den Urwald lichtete, als die Wanderungen so manchen Besitzstand änderten, als die Not Konzentration verlangte, gebändigt worden. In dem Frankenreiche Chlodovechs trat nur einmal das Volk zum Märzfeld zusammen, mehr eine Heeresmusterung als eine Gerichtsversammlung; noch wagte der einfache Mann ein freies

Wort; als einst bei einer Beuteverteilung, so erzählt uns Gregor von Tours, der König außer
seinem Teil noch einen schönen Krug begehrte, rief ein Krieger mit lauter Stimme: „Nichts sollst
Du haben, als was Dir nach dem Recht das Los erteilt.“ Chlodevech fügte sich, aber bei dem
Märzfeld des nächsten Jahres warf er ihm schlechte Waffenrüstung vor und spaltete ihm mit
der Axt den Kopf, ohne daß sich jemand erhob. Aber wenn auch der kleine Mann verstummte,
der altgermanische Trotz war nicht gebrochen und lebte gewaltig in den Großen des Reiches fort,
deren unbändigen Sinn kein germanischer, kein deutscher König in das ruhige Bett staatlicher
Ordnung und Unterordnung hat leiten können. Mit dem Eigenwillen der Grafen und Herzöge ver-
band sich der Partikularismus der Stämme, die zähe an den besonderen Rechtsordnungen hingen.
Allenthalben sproßte in den kleinen Kreisen das eigentliche Leben; der Lehnsverband, der die
einzelnen Glieder zu dem Reich einigte, erwies sich fort und fort als zu schwach; und wenn der
König die Empörer schlug und unterdrückte, stand das Volk mit seinen Sympathien auf der Seite
der Rebellen, der Vertreter alten Mannesmuts; die Lieder von Liudolf, der das Schwert gegen
den eigenen Vater zog, und von Ernst von Schwaben klangen die Jahrhunderte hindurch, bis sie
zuletzt, eingetaucht in den romantischen Schimmer der Kreuzzüge, mit den bunten Farben des
Orients sich schmückten.

Und dieses trotzige, selbstbewußte Volk hatte Anfang des Mittelalters das Christentum
angenommen und in Demut und Ergebung sich vor dem Kreuz gebeugt, entsprach doch der neue
Glaube in mancher Beziehung seinem eigensten Wesen. Da trat ihnen Christus entgegen, der
selbst gesagt: „Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen auf Erden, sondern das Schwert“;
wie behagte die streitende Religion dem germanischen Heldensinn; dem christlichen Heerkönig und
seinen Recken, den Aposteln, als Schildknappen nachzuziehen, so malten sich den neuen Glauben
die alten Sachsen im Heljand aus; und zugleich war derselbe die Religion der Liebe, die nur in
freier Weise wirken will und kann, welche die ganze Persönlichkeit und volle Hingabe verlangt,
deren Geist in Gefahr ist, durch jede Fassung und Gebundenheit an innerem Werte zu verlieren
wie entsprach er dem ungebundenen und zugleich nach enger persönlicher Hingabe verlangenden
Sinn der Germanen! Und doch, man kann es fest behaupten, das Christentum für sich hätte
den germanischen Naturvölkern zu wenig Halt und Festigkeit gegeben; wenigstens sind die
Wandervölker, soweit sie dem Arianismus huldigten, alle untergegangen, erst unter der Zucht
der römischen Kirche gedieh der germanische Geist zu lebensvoller Form, und eben darin liegt
die weltgeschichtliche Bedeutung der angelsächsischen Bekehrung. Auch für Rom hatte sie uner-
meßliche Folgen, und selten hat eine Wohlthat reicheren Lohn empfangen. Der Einfluß des
Papstes war im 7. Jahrhundert fast auf Italien und Afrika beschränkt. Da eilten die angel-
sächsischen Glaubensboten über die See, um im Dienste Roms in den deutschen Gauen das
Christenthum zu pflanzen; das letzte organisatorische Werk übernahm hier Bonifatius und kettete
auch die abgefallene fränkische Kirche an Petri Stuhl. Protestantischer Eifer hat jüngst mehrfach,
den Maßstab aus der Gegenwart entlehnend, des Bonifatius That als unselig für uns hingestellt.
Eine besonnene Wissenschaft hat sie als Segen und geschichtliche Notwendigkeit auffassen lehren.
Wir waren jeder höheren Kultur bar, aus eigener Kraft unfähig, uns zu erheben. Da gingen
wir hilfsbedürftig bei der römischen Kirche in die Schule und lernten hier lesen und schreiben,

lernten denken, wie noch heute an der römischen Sprache, bauten nach römischen Mustern
unsere Brücken und Wege; unsere großen Bildungsanstalten waren die Klöster, helle Lichter, die
in die Finsternis der Wälder hineinleuchteten. Rom nahm uns ganz hin, all unser Dichten und
Trachten in geistiger Hinsicht; in römischer Sprache auch lernten wir singen und beten, mit kind-
lichem Gemüt auch glauben all das, was die Kirche uns vorsprach; unser ganzes Leben umspann
sie mit unzähligen Fäden, kein Lebensverhältnis gab es, das sie nicht heiligte und weihte. Folg-
sam übernahmen wir auch jene Askese, in der die Kirche wahre Frömmigkeit sah, mit ihren
Fasten und Kasteiungen, nicht wie die alte Welt, die, dem thätigen Handeln mehr und mehr
entfremdet, in Selbstbespiegelung und Selbstpeinigung geriet, sondern dem munteren Knaben
gleich, dem die strenge Mutter die Strafe für seinen Fehltritt auferlegt. Unvermittelt steht daher
bei uns neben der frischen That die asketische Buße; so zieht Heinrich III., nachdem er in sieg-
reicher Schlacht die Ungarn zurückgetrieben und die ungarische Königskrone in den Staub gelegt,
barfuß durch Regensburg von Altar zu Altar und beugt den stolzen Nacken selbst dem niederen
Kleriker zur Geißelung dar. Und hatten wir einmal den kindlichen Glauben übernommen, daß
die Wege der Versöhnung außer uns liegen, daß sie durch die Hand des Priesters führen und
zu den heiligen Stätten der Märtyrer, wohin konnte die christliche Welt sich mehr gezogen fühlen,
als nach dem Grabe des Apostels, dem Christus die Nachfolge gegeben und in die Nähe dessen,
auf den die heilige Erbschaft übergegangen. So trieb denn frommer Eifer nach jenem Ort
des Friedens und der Versöhnung jeden, der seiner Seelen Seligkeit gewiß werden wollte, den
Fürsten wie den Bettler, den Bischof wie den einfachen Mönch, den Greis wie den Jüngling;
barfuß am Pilgerstabe wallfahrtete man von Kirche zu Kirche; selbst Verbrecher konnten sich
hoffend nach Rom wenden, an den heiligen Orten oder zu Füßen des Papstes Absolution zu
erlangen. Unermeßlich war die Bedeutung, welche der Glaube der Menschheit jener einzigen
Stadt gab; und noch lebte sie in der Erinnerung auch als Haupt der Welt, als caput orbis
terrarum im politischen Sinne; hier war der goldene Sitz der Imperatoren, von dem man sich
schon im Urwald erzählte, nach dem in der Völkerwanderung immer neue Germanenscharen wie
von unsichtbaren Mächten getrieben wurden. Die römische Kaiserkrone schien noch immer der
höchste irdische Besitz; nun vollends sie empfangen an der Stätte, zu der der Glaube die
Tausende führte, aus der Hand des Stellvertreters Gottes, mußte das nicht das höchste Streben
auf Erden werden? Können wir uns wundern, daß Karl der Große dies römische katholische
Kaisertum von Gottes Gnaden gründete, daß es das Ideal ward unserer deutschen Könige, dem
sie nachjagten unverwandten Auges, daß sie von überirdischem Glanze geblendet die reale Wirk-
lichkeit außer Acht gelassen? Es ist jetzt gewöhnlich geworden, den ganzen Jammer unserer
späteren deutschen Geschichte von den Römerfahrten abzuleiten; und gewiß, auch wir verkennen
nicht ihre unseligen Folgen und können uns selbst für die glorreichen Züge Barbarossas in Italien
nicht erwärmen. Die roheste Mißhandlung der Bewohner, Leichenhügel und brennende Städte
bezeichnen seinen Weg von Anfang an; dem starren Imperatorenrecht gegenüber steht lebensvoll
das Recht bürgerlicher Freiheit, das zum Siege kam. Aber dennoch wollen wir den
Stab nicht brechen über jene Herrscher; selten zeigt die Geschichte eine Reihe so gewaltiger
Persönlichkeiten auf dem Throne wie die der sächsischen, fränkischen und staufischen Kaiser;

leicht ist es, die Geschichte vom Standpunkt der späteren Zeit kritisieren; suchen wir auch, das Werdende liebevoll aus dem Vergangenen zu erklären. Jeder Mensch sehnt sich nach der Stätte seiner Geburt und seines Wachstums; was wir geworden waren, waren wir durch Rom geworden, unsre geistige Mutter; sie gab uns die Gegenstände einer höheren Kultur, die Elemente der Bildung, sie gab uns höheres Wissen und unsern Glauben. Da hatten die Edelsten unserer Nation den Ehrgeiz, dies Rom zu sehen und ihr eigen zu nennen. Wie es den phantastischen Jüngling in die Ferne treibt, dort ein trügerisches Glück zu erraffen, so trieb es sie jahrhundertelang über die Alpen. Freilich ein eigenes Haus zu erbauen, fest und sicher, daß es trotzen könne dem Sturm, daran dachten sie nicht; ein Heinrich III. mochte sich gehoben fühlen, daß an den Festen ihm der Polen- oder Böhmenherzog das Schwert vortrugen, daß er die ungarische Krone vergab, daß er Burgund und Italien beherrschte; aber die feste reale Grundlage seiner Macht fehlte ihm. Das deutsche Königreich war ohne jede staatliche Organisation geblieben; hier war kein politischer Mittelpunkt, an dem feste Grundsätze der Verwaltung sich gebildet, kein Beamtentum, das in treuer Pflichterfüllung des Herrschers Willen übte, kein Recht, das allgemein anerkannt ward. Wo der Herrscher war, da war die Machtfülle des Staates, an seiner Persönlichkeit hing die Kraft und Einheit des Reiches; vor seinem gewaltigen Willen beugten sich die Großen; zeigte er sich schwach, erhoben sie trotzig das Haupt; starb er, drohte das Reich in eine Menge territorialer Gewalten zu zerfallen, und mit der Einheit des deutschen Reiches sank allemal die kaiserliche Herrlichkeit in Trümmer. Dies ging so lange, bis jene andere, nach der Weltherrschaft verlangende Macht herangereift war, die schwere Last derselben auf ihre stärkeren Schultern zu nehmen, die römische Kirche. Es ist hier nicht der Ort, jenen großen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum zu schildern, wir dürfen ihn nur kurz charakterisieren. Man spricht wohl von den Legionen der Mönche und Priester, mit welchen der Papst den Krieg geführt; es ist dies ein Bild, in dem uns die Macht der römischen Kirche vorgeführt wird, gegen jene Mönche haben die Staufer nicht gekämpft, sondern gegen die unsichtbaren Mächte, die durch jene repräsentiert wurden, aber daß sie mit leibhaftigen Ritterheeren gegen Glaubensmächte gestritten, das hat ihren Untergang herbeigeführt. Auch Barbarossa küßte dem Papste bei seiner ersten Begegnung 1055 den Fuß und that ihm, freilich widerwillig, den Stallmeisterdienst, wie ein Knecht dem Herrn, vor dem versammelten Heere den Zelter führend. Dem Glauben seiner Zeit sich fügend, erkannte er die göttliche Hoheit des Nachfolgers Petri an; daß er trotzdem den Kampf begann, war ein innerer Widerspruch, und als er zum zweiten Male den Zelter führte, 1077 über den Markusplatz zu Venedig, war dies das Zugeständnis seiner Niederlage. Dem Protestanten wird es heutzutage ebenso schwer, von seinem religiösen Standpunkte der päpstlichen Theokratie gerecht zu werden, wie dem Deutschen vom nationalen den Bestrebungen des mittelalterlichen Kaisertums. Wenn die Welt einmal eine höhere und niedere Tugend unterschied und in der christlichen Askese sittliche Vorzüge erblickte, so war es kein Wunder, daß sie auch dem mönchischen Priestertum den Vorrang einräumte vor den weltlichen Ständen, und wenn der Glaube einst allgemein werden konnte, daß Gott sich seines Regimentes auf Erden begeben könne und seine Machtfülle einem Menschen übertragen, so mußten auch Kaiser und Könige, so lange dieser Glaube herrschte, diesem einen gottbegnadeten Menschen, dem Priester und Mönche in

Rom, sich unterwerfen. Daher haben wir heute gewiß die vollsten Sympathien mit unseren Heldenkaisern, die der große Kampf verschlang, die so mannhaft für die Selbständigkeit der Staatsidee gestritten; aber wir wollen einen Gregor VII. und Innocenz III. nicht verurteilen; wie die ganze Welt an sie glaubte, so glaubten sie an sich; nicht niederer Ehrgeiz war es, der sie trieb, die Welt in Flammen zu setzen, den Sohn gegen den Vater, das Weib gegen den Mann, den Bruder gegen den Bruder zu erregen, sondern der Wahn, das Gefäß Gottes zu sein. Und wenn noch heute so manchen der Gedanke bestrickt, daß es auf Erden eine höchste sittliche, leibhaftige Macht geben müsse, vor deren Richterstuhl jede irdische Frage gelöst wird, oder wie es Mortimer zur Maria Stuart ausdrückt:

„Daß grübelnde Vernunft
Den Menschen ewig in der Irre leitet,
Daß seine Augen sehen müssen, was
Das Herz soll glauben, daß ein sichtbar Haupt
Der Kirche not thut.“

um wie viel machtvoller mußte der Gedanke sein in einer Zeit geringer geistiger Bildung und sittlicher Rohheit! Freilich, daß der schwache, allen Fehlern dahingegebene Mensch notwendig in die Versuchung kam, seine Leidenschaften und Interessen für Gottes Gedanken und Absichten zu halten und auszugeben, hat das natürliche Gefühl und tiefere Sittlichkeit immer wieder aufgeregt und den Kampf von neuem hervorgerufen. Aber erst Millionen sollten jenem Wahne geopfert werden, ehe die Welt ernüchtert ward und der Stolz der Nationen sich aufbäumte gegen die universale Theokratie, erst in den tiefsten sittlichen Schmutz mußte das asketische Mönchtum hinabsinken, ehe das Gewissen der Einzelnen sich losrang von dem Glauben der mittelalterlichen Kirche.

Noch eine heiligere Stätte gab es für die Christenheit als das Grab des Apostels in Rom, das Grab des Herrn selbst in Jerusalem.

„Din Welt ist ûzen schoene, wîz, grüen unde rôt
und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt.
swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:
er wirt mit swacher buoze, grôzer sünde erlôst.“

Aus dieser Stimmung wurden die Kreuzzüge geboren. „Möht ich die lieben reise gevaren über sê,“ so singt am Ende seines Lebens auch Walther von der Vogelweide, er, der so mannhaft gestritten für Vaterland und Königtum; auch er ist ein Kind seiner Zeit und zieht unbewußt an dem Triumphwagen des Papsttums; denn niemandem nützten die Kreuzzüge mehr als ihm. Gregor VII. hatte zuerst den großartigen Plan gefaßt, die Christen gegen die Ungläubigen zu einen und in Heeresmassen nach dem Orient zu führen. Mit Adlerblick erkannte er die Bedeutung jener religiösen Bewegung für die Entwicklung der päpstlichen Weltherrschaft. Schon zehn Jahre nach seinem Tode umtönte in Clermont Urban II. das fanatische Feldgeschrei: „Deus lo volt;“ päpstliche Legaten zogen den Ritterheeren voran, und bald erlebte die Welt das wunderbare Schauspiel, daß ein abgehärmter Mönch, auf einem Esel reitend, an der Spitze steht eines der größten Heereszüge der Erde, Bernhard von Clairvaux. Immer von

neuem ward das Kreuz gepredigt, Mönchtum und Rittertum wetteiferten im Dienste des Papsttums; immer neue Scharen eilten nach dem Osten, und nicht bloß in religiösem Drange; den Großen winkten Fürstenkronen, der Bettler dachte an die Schätze des Orients, der Schuldner entfloh dem Gläubiger; wen in der Heimat der Schuh drückte, der fand in der Ferne Freiheit und Ungebundenheit; die niedere Leidenschaft wie die hohe Begeisterung suchten stürmisch in gleicher Weise Befriedigung; im Innersten regten jene Züge die Nationen auf. Die enge Berührung der Germanen und Romanen, der Kampf gegen eine andere Weltreligion, Völker anderen Stammes, unter einem anderen Himmelsstrich hat die christlichen Nationen des Occidents geistig unendlich gefördert. Hatte sie Rom am Gängelbande nach dem Orient geführt, so kehrten sie zurück, zur Selbständigkeit erwachsen. Der große Aderlaß wirkte zur Genesung und zur Heilung von unnatürlicher Schwärmerei. Der klägliche Ausgang der großen Bewegung mußte mit Notwendigkeit auch den Glauben erschüttern an das göttliche Recht der päpstlichen Weltherrschaft.

Die Kreuzzüge bilden den Wendepunkt in der Geschichte des Mittelalters. Die folgenden Jahrhunderte zeigen uns die Auflösung der herrschenden Formen in Staat und Kirche, in Glauben und Sittlichkeit. Nirgends tritt uns deutlicher und anschaulicher zunächst der neue Geist entgegen als in der Kunst. Der vorher herrschende romanische Baustil erinnert in seiner ernsten Würde und strengen Symmetrie an die feste Organisation der römischen Kirche. Aber unter dem zusammenhaltenden Bogen weist die reiche Ornamentik an den Kapitälen und Gesimsen, der mannigfaltige Blätterschmuck und die neckischen Figuren auf die frische Natürlichkeit der germanischen und der unter dem befruchtenden Tau germanischer Freiheit zu neuem Leben erwachten gallischen Nation. Der bisher von Rom beherrschte und niedergehaltene Geist drängt jetzt nach oben und, die Massen in unzählige Spitzchen und Türmchen auflösend, ringt er nach Luft und Freiheit; der himmelanstrebende gotische Turm wird so recht das Sinnbild der gewaltigen Bewegung.

Es ist nicht mehr die Absicht, auf diese lebensvolle Zeit ausführlicher einzugehen. Den Menschen und ein Volk zu beobachten in der Zeit der werdenden Reife und der ersten selbständigen Regungen seines Denkens und Wollens gehört wohl zu den interessantesten Aufgaben, besonders wenn jene Selbständigkeit zu erringen ist gegen äußeren Druck und geistigen Zwang. Die Nationen des 14., 15. und 16. Jahrhunderts hatten anzukämpfen gegen die Zwingherrschaft der römischen Kirche, welche den herangereiften Geist der Germanen und Romanen aus der Vormundschaft zu entlassen sich nicht entschließen konnte. Schon 1215 trat eine ganze Nation dem Papsttum durch die magna charta entgegen, auf die gestützt das englische Parlament im 14. Jahrhundert den römischen Ansprüchen feste Grenzen setzte. Mit vollem Erfolg rief 1302 Philipp IV. die Stimme des Volkes gegen die Herrschaftsgelüste Bonifatius' VIII. an, und auf die berühmte Bulle Unam sanctam, in der es heißt, daß es für die ewige Seligkeit jeder Kreatur erforderlich ist, daß sie dem römischen Pontifex unterworfen sei, erklärte die Reichsversammlung zu Paris 1303 den Papst für abgesetzt; und in Deutschland sprach sich das nationale Selbstgefühl in den Renser Beschlüssen durch den Mund der Fürsten aus. Bald saßen die Nationen in den großen Konzilien zu Gericht über das entartete Papsttum, das seine geistliche Macht zwar rettete, aber die universale politische Herrschaft so gut wie aufgab; in die territorialen Interessen der italischen Fürstenhöfe hineingezogen, stritten die Päpste um Fürstentümer; „mehr glückliche als

heilige Väter," suchten sie Ende des 15. Jahrhunderts unter Mißbrauch ihrer geistlichen Würde für ihre Kinder und Nepoten Ehren und Kronen. Anfang des 16. Jahrhunderts trat [illegible] an die Stelle des rohen Genusses der feinere sinnliche und geistige in Rom; das Schön[illegible] die neuere Zeit an Architektur, Malerei, Bildhauerkunst besitzt, wurde jetzt geschaffen, unter Leo X. ward die ewige Stadt der Mittelpunkt jener künstlerischen Bestrebungen; Raphael schmückte ihm die Zimmer und Kapellen mit unsterblichen Werken; der Vatikan füllte sich mit dem Besten, was aus dem Altertum gerettet war; die ehrwürdige Basilika St. Peters wurde niedergerissen, um in altklassischer Schönheit sich zu verjüngen. Einst hatte am Anfang des Mittelalters Gregor I. die Beschäftigung mit den Alten für eines Christen unwürdig gehalten, jetzt am Ende desselben sah man in ihnen die höchsten Vorbilder edler Form; Gregor hatte es verschmäht, seine Sprache in die Regeln des Donat zu zwängen, jetzt galt nichts höher als Reinheit lateinischen Stils; einst hatten die Priester fanatisch alle Spuren des Heidentums zu vernichten gesucht, jetzt forschte man, von altklassischer Schönheit begeistert, nach jedem Torso. Das Papsttum hatte sich von seinem Grunde gelöst; kein Wunder, daß sich auch die Nationen von dem alten Boden loszulösen suchten. Als in Rom an den heiligen Stätten die Mysterien des Glaubens verspottet wurden und die Satzungen verachtet, welche die Kirche den Völkern vorschrieb, da durchbrach man für immer den hierarchischen Ring, der die Welt umschloß, und die Reformation begann, welche die Auflösung des Mittelalters zum Abschluß brachte.

Als der mittelalterliche Geist zur Zeit Gregors VII. seine volle Kraft entfaltete, vollendete das Cölibatsgesetz den Bruch zwischen Natur und Geist, den die alte Welt überliefert hatte, und riß die Menschheit in zwei sittlich verschiedene Gruppen. Als Ende des Mittelalters Gregors VII. größter Gegner, Martin Luther, aus unnatürlicher Askese sich herausgearbeitet und endlich Katharina von Bora heimgeführt, da war jener Riß, der durch die Menschheit ging wieder beseitigt, da war die Harmonie zwischen Natur und Geist, die das Hellenentum in so glänzenden äußeren Formen geoffenbart, wiedergefunden, aber auf dem innerlichen Grunde christlicher Sittlichkeit tiefer und gewaltiger begründet. Als 1198 Innocenz III. bei seiner Krönung sich über der Plattform der St. Peterstreppe auf einen Sessel niederließ, da nahm ihm der Archidiakonus die bischöfliche Mitra vom Haupt und, die spitze Tiara ergreifend, sprach er zu ihm die stolze Formel: „Nimm die Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt, der Vikar unseres Heilandes, Jesus Christus, bist, dessen Ehre und Ruhm währet in alle Ewigkeit"; und bei der großen Lateransynode 1215 umdrängten den Papst die Fürsten und Gesandten der Könige des Abendlandes. Alle die verschiedenen Nationen einte bei der feierlichen Messe das lateinische Idiom. Als Ende des Mittelalters durch die deutsche Bibel dem Laien das Verständnis des Evangeliums dargeboten ward und derselbe in unmittelbarem Glauben seiner Seelen Seligkeit gewiß ward, da fiel mit dem priesterlichen Mittleramt die Idee der universalen Theokratie dahin, und die nationale Entwickelung der Völker drang siegreich durch.

Der auf das Individuelle gerichtete Sinn der Germanen schließt einen engen Bund mit dem ursprünglichen Geiste des Christentums. In dieser Verbindung des Evangeliums mit nationaler Besonderheit liegt der Charakter und die Bedeutung einer neuen Zeit. Die germanische Welt tritt in ihr zweites Stadium, das sie noch nicht durchlaufen hat.

